P.o.germ.
688
d

P.O.germ.
688 d.

Johanna

Johanna von Kastilien.

Eine Geschichte

aus dem sechzehnten Jahrhundert,

stellenweise

sehr lehrreich für das achtzehnte.

Madrid, 1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Johanna ward die Erbinn des Thrones von Kastilien in jenen glücklichen Zeitläufen, wo sich Spanien der Herrschaft über das Meer fast ganz versichert hatte, und wo der Erwerb der neuen Welt und ihrer Reichthümer diesem Lande das Uebergewicht in der großen politischen Wage von Europa zu verschaffen versprach. Sie fand in dem Erzherzog, ihrem Gemahl, einen Fürsten, der alle die Vorzüge besaß, die einem Könige gebühren, und auch die, die zu einer Verbindung so nöthig sind, die erst mit dem Tode der Ei-

nen oder des Andern aufgelöst werden soll. Durch Isabellens Tod stiegen sie beide auf den Spanischen Thron. Philipp wußte sich durch seine Leutseligkeit, Aufrichtigkeit und Großmuth allgemeine Liebe zu verschaffen.

Johanna hatte es sich zum Gesetze gemacht, sich von den Geschäften zu entfernen, sie auf die Schultern weiser Minister zu legen, und bloß das Vergnügen, ihrem Gemahle zu leben, für sich zu behalten. Nie muß ein Fürst so geliebt worden seyn, als Philipp der Zweyte. Er verdiente eine Zeitlang diese Zärtlichkeit. Aber er war König und wandelte auf einem schlüpfrigen Pfade. Er erfuhr bald, daß man nicht so tugendhaft seyn kann, als man wohl wünschte.

Er

Er trug den Feind seiner Ruhe im Herzen; und dies war äußerste Reizbarkeit, eine Gabe, die eben so süß, als gefährlich ist. Er fand, daß die schönste Pflicht des Königs die sey, daß er keine Bitten abschlüge. Vorzüglich gütig war er gegen das weibliche Geschlecht; es fand unter seiner Regierung beständig Schutz und Hülfe am Throne. Die Schwachheiten eines Königs, was sage ich? selbst seine kleinsten Launen und Liebhabereyen werden bald allgemein bekannt. Wer Gnadenbezeigungen von ihm verlangte, ließ sie durch ein schönes Weib von ihm erbitten. Die Audienzen des jungen Königs waren deshalb beständig der Sammelplatz von allem, was die Schönheit Bezauberndes, die Kunst Ver-

führerisches und der Putz Blendendes hat. Sein Herz war beständig umlagert. Wenn er tausend goldne Aepfel auszutheilen gehabt hätte, er hätte sie alle Allen gegeben.

Mit der Königinn war es nicht so. Dies treue, feingestimmte Weib hatte zu ihrer Gesellschaft niemand, als Damen, und zu ihrem Zeitvertreibe nichts, als ihre Lehrmeister im Zeichnen und in der Musik. Ihr Crayon diente ihr nur, um das Bildniß des Königs zu zeichnen; und ihre Talente für Gesang und Musik nur, um ihn zu besingen oder zu unterhalten. Alle ihre Beschäftigungen gingen auf ihn, alle ihre Gedanken und Gefühle dreheten sich um ihn: ihr Leben floß unter der süßen Täuschung der vergan-

gangenen, unter dem Genuß der gegenwärtigen und unter Entwürfen für die zukünftigen hin.

Bis jetzt waren noch alle Pfeile, welche zahllose Schönheiten auf Philipp schossen, über sein Herz, wie über Glas, hingeschlüpft. Er liebte sie alle, und deshalb keine; er hatte sie vor sich auf den Knieen, aber keine hatte ihn vor sich in dieser Stellung gesehen. Der Monarch hatte genossen, ohne Liebhaber zu seyn. Die Königinn blieb unumschränkte Meisterinn über sein unentschlossenes, bestürmtes Herz.

Helene von Acouna entschied endlich über sein Herz und Johannens Schicksal. Sie stammte von vornehmen aber unbegüterten Eltern, die durch niedrige

Gesinnung ihre glänzende Geburt verdunkelten. Sie hatten ihr Glück auf die Schande ihrer Tochter gebaut, und die Schönheit derselben nährte ihre Hoffnung auf Größe und Würde. Helene hatte eine treffliche Erziehung gehabt. Sie hatte sich jedes Talent für Umgang und Unterhaltung, und auch die große Kunst verschafft, die Reize, die sie aus der Hand der Natur hatte, in ein blendendes Licht zu setzen, und sich jeder Eroberung zu versichern. Ihr Herz hatte jene Bildung, die sich allmählig und in kaum merkbaren Schattirungen erst der Schwachheit und dann dem Laster anschließt. Ihr Ohr war das feinste nicht mehr, und die Röthe der Sittsamkeit war bey ihr nur ein Kind der Convention,

tion, und also eine ihrer Künste mehr. Ihre Mutter, die in den Feinheiten der Coquetterie grau geworden war, leitete und lenkte sie nach Willkühr, und gewöhnte sie daran, den zweyten Augenblick nicht mehr zu seyn, was sie im ersten war.

Diese Abwechslung war bey ihr das Werk eines Moments. Bald war sie so sittsam und verschämt, wie es einem Mädchen ihres Alters natürlich zu seyn pflegt; bald war sie in ihrem Benehmen so frey, wie ein Weib von dreyßig. Sie verstand die seltene Kunst, schaugetragene Tugend zur Verführerinn zu machen, und durch unmerkliche Abstufungen mittelst der Magie der Täuschung zu den gefährlichsten Verirrungen zu führen.

Dies Mädchen bestimmten niedrigdenkende Eltern für Philipp.

Da dieser wie alle Könige erzogen war: so suchte er in der Jagd Erholung von den Geschäften des Staats. Helene, die sehr geschickt ritt, fand sich beständig auf dem Wege des Königs; ihre Schönheit wirkte auf ihn, und ihre Kunst, das Pferd zu meistern, fesselte seine Aufmerksamkeit; aber so bald sie seine Augen mit Beyfall auf sich gefesselt glaubte, so flog ihr behendes Roß mit ihr davon. Der König folgte ihr, verlor sie aus dem Gesicht; und wenn er des Nachsetzens satt hatte, war sie auf einem Kreuzwege oder in einer Allee wieder vor ihm. Der Zufall schien dies alles zu be-

wirken; und Philipp bewunderte das Spiel des Zufalls.

Nun muß man wissen, daß der gute König fest an die Wunder der Astrologie glaubte. Man fragte einen Astrologen um Rath. Helenens Vater, der diesen Fall vorher gesehen hatte, gewann diesen Menschen durch Versprechungen und Geschenke. Auch sah er diesen Monarchen von vielen jener Hofschranzen umringt, die bey wenig Verstand und viel Ehrsucht, es weit bequemer finden, sich durch Cabale, als durch Verdienst, empor zu heben, und die immer beschäftigt sind, Creaturen um den Thron herum zu pflanzen, durch die sie Gunst und Würden auf sich leiten können. Diese Hofleute hatte er

zu gewinnen gewußt, und nun war das Lob Helenens und ihrer Reize auf allen Zungen. Der König fing an, sie aufzusuchen, von ihr zu sprechen, sich nach ihr zu sehnen. Sein Hof feuerte ihn an; Helene nahm ihre Rolle. Ihr Vater verschwand; ihre Mutter nahm dessen Stelle ein. Sie erschien in einem Anzuge, der für ihr Alter paßte, führte ein sehr strenges und regelmäßiges Leben, hielt Helenen wie eine strenge Hofmeisterinn überall am Leitzaume, und ihr einziger Spatziergang war der Weg von Hause nach der Kirche, und aus der Kirche nach Hause. Der Zutritt in dieses war selbst Freunden versagt; und nur Damen von erprobter Tugend durften die Schwelle desselben überschreiten. Nun

sprach

sprach man beym Lever und bey der Tafel des Königs von nichts mehr, als von Helenens Tugend; und der König schien endlich, durch den Strom von Lobsprüchen und durch die Schwierigkeit an sie zu kommen, entflammt, ihren Besitz sehnlich zu wünschen. Was bey ihm vorüberflatternde Liebhaberey gewesen seyn würde, fachte man jetzt durch glücklich vorbereitete Schwierigkeiten, zu einer flammenden Leidenschaft an. Seine Bothschafter wurden mit Stolz abgewiesen. Der Vater antwortete seinem geheimen Agenten rund heraus: „Versichert dem Könige, daß ich bereit bin, mein Leben für ihn zu lassen; aber meine Tochter ist zu tugendhaft!“ — Die Mutter ihrerseits ließ sich zu den Füßen eines Cru-

cifixes nieder und schrie voll Abscheu gegen Vorschläge dieser Art. Diese Rolle mußte aber endlich doch ausgespielt werden. Helenens Eltern erleichterten, ohne den Schein der Einwilligung zu geben, durch einen weniger wachsamen Augenblick, Helenens Entführung. Der König glaubte, die Klagen des Vaters durch einige geschenkte Landgüter und durch den Glanz des Ordens vom goldenen Vliesse stillen zu müssen. Er trocknete Helenens Thränen durch Unterwerfung und zärtliche Aufmerksamkeit. In kurzer Zeit theilte Helene seine Macht mit ihm; sie verdarb sein Herz und gab seinem Charakter einige Schwächen mehr. Er mußte sein Leben in weichlicher Unthätigkeit verträumen, während sie den ganzen Hof

unzufrieden machte und den König von seiner Gemahlinn entfernte.

Indessen kam Philipp nach den ersten Augenblicken seiner Verirrung zur Königinn zurück. Wie könnte man auch ein Weib zu lieben aufhören, das man zu schätzen nicht aufhören kann? Wenn er ihr auch seine ganze Treue nicht zurück brachte, so theilte sie wenigstens seine Empfindungen mit der Andern. Die Königinn wußte von seiner Treulosigkeit nichts; sie lebte einsam und fast unbemerkt, und ihr ganzer Hofstaat war auf ihre Kammerfrauen eingeschränkt, die durch ihren Dienst selbst an sie gebunden waren. Diese wollten ihr den Schleier der Täuschung nicht wegnehmen. Ein gutherziger Priester, der Ver-

trauter und Beichtvater der Königinn war, sich dadurch einen geheiligten Thron errichtet, und zu der hohen Würde eines Mittlers zwischen Gott und Menschen, eines Orakels der Gottheit und eines Meisters der Gewissen, aufgeworfen hatte; dieser gute Priester, der weder neidisch noch ehrsüchtig und durch seine Tugend verehrungswerther als durch den Glanz war, den sein Einfluß ihm hätte verschaffen können, sah die Königinn täglich vor dem Tribunal der Buße und Reue erscheinen, und hörte sie alle Tage zu Gott flehen, daß er ihr verzeihen möchte, wenn sie den König ihren Gemahl feuriger liebte als ihn selbst. Wirklich war ihre Seele so rein und heiter, wie der schönste Frühlingstag; und deshalb sah er den

Aus-

Ausbrüchen ihres Herzens mit stiller Rührung zu. Er wußte wohl, wie wenig der König ihre unbedingte Zärtlichkeit verdiente. — „So viel Tugend, rief er einmal vor dem Altare knieend und das nasse Auge gen Himmel gehoben aus: so viel Tugend, o Gott, sollte unbelohnt bleiben?“ — Jetzt kam ihm der Gedanke, sich dem Könige zu Füßen zu werfen. Er bat um Audienz und erhielt sie.

Philipp war von einem glänzenden und zahlreichen Hof umringt. Helene bey ihm. Der gute Priester erröthete, als er sie sah, und erröthete noch mehr, als er sie sprechen hörte. Die Minister standen um sie und empfingen ihre Befehle; sie vertheilte hohe Würden, und der

König unterschrieb die Patente. Er sah einen Kirchenlehrer von hoher Geburt sich vor ihr schmiegen, ihre Hand küssen, und ihr für das Erzbisthum von Toledo danken. Es ward ihm schwer, seinen Unwillen zu verbergen. Eine Röthe bedeckte sein Gesicht und verrieth seinen gerechten Zorn. Er redete nicht; aber sein Aeußeres sprach beredsam genug. Der König vermuthete den Zweck seiner Sendung. Er wandte sich zu ihm und sagte mit sichtbarer Verlegenheit: „Hier ist der Ort nicht, mit mir zu sprechen.“

Nein, Sire, erwiederte der heilige Mann, meines gleichen sollten sich hier nie treffen lassen.

„Ueberall, wo ich bin, können auch meine Unterthanen seyn, erwiederte der

König

König mit sichtbarer Empfindlichkeit: meine Gegenwart veredelt alles!“

Sire, wollten Sie die Gnade haben, und mich anhören? Sie sehen schon, daß ich nicht in meinen Angelegenheiten hier bin.

„Gehen Sie in das andere Zimmer! Ich werde nachkommen.“

Der edle Mann sah in diesem Zimmer das Bildniß der Königinn, betrachtete es mit Aufmerksamkeit, und hatte dies kaum drey Augenblicke gethan, als ihm unwillkührlich die Thränen über die Wangen liefen. Er hatte sie noch nicht abgetrocknet, als der König ins Zimmer trat, und, weil er seine Augen auf das Bildniß geheftet fand, seine Vermuthung in Absicht der Sendung des Prie-

sters bestätigt sah. Er redete ihn an. Es ward ihm sauer; aber ein nothgedrungener Muth sprach aus ihm.

„Sollte die Königinn wissen, was ich ihr gern auf ewig verborgen hätte?“ hub er an.

O, Sire, rief der Priester, und warf sich ihm zu Füßen: Sie haben mich überrascht! Aber meine Rührung wird durch ihre Ursach entschuldigt.

„Antworten Sie mir: weiß die Königinn“ —

Sie weiß nichts, sie schlummert in der sanften Stille hin, die das Gefühl eigener Tugend gewährt. Sie liebt Sie, Sire; natürlich glaubt sie sich also geliebt. Aber Sie lieben sie nicht mehr.

„Woher wissen Sie das?“

Unverwerfliche Zeugen, Sire, sagen es mir.

„Wer sind diese?“

Ihr eigenes Betragen, Sire. Verzeihen Sie mir, wenn mein Eifer mich zu weit führt; die Wahrheit hat eine Offenheit im Gefolge, die den Unterthanen über den König erhebt. In diesem Augenblicke glaubte ich mehr zu seyn, als Sie, weil ich Muth genug fühlte, Ihr Betragen zu beurtheilen. Auch hat mein geheiligter Stand dies Vorrecht.

„Aber was geht die Königinn Sie an?“

Der Antheil, den ein guter Unterthan an dem Glücke seines Herrn nehmen muß, dringt mich, zu reden. Sie glücklich zu sehen, Ihre Gemahlinn glücklich

zu sehen, darauf beschränken sich meine Wünsche. Wüßten Sie, Sire, wie feurig Sie von ihr geliebt werden! Der Gott, der mich jetzt hört, der mir Muth eingab, dieser Gott wird weniger von ihr geliebt, als Sie. Sie hat ihr Schicksal ganz in Ihre Hände gegeben; Sie weihete Ihnen ihre Liebe und Sie versprachen ihr die Ihrige, schworen sie ihr vor dem Altar, da sie Ihnen als Mitgift Castilien, Arragonien und die übrigen Kronen zubrachte. Was gaben Sie ihr dafür? Nichts, Sire; Sie herrschen als Herr über ihre Königreiche und regieren die Ihrigen. Sie verlangte nichts von Ihnen, als Ihr Herz. „Dies gehört Ihnen!“ sagten Sie damals. Der Himmel, Isabelle, Ferdinand und ich, waren

ren Zeugen dieses Versprechens. Wollen Sie es brechen, Sire? soll Meineid vom Thron herab handeln? O, Sire, geben Sie Ihren Unterthanen ein besseres Beyspiel; geben Sie durch Ihre Gewissenhaftigkeit den Verbindungen Ihrer Unterthanen Gewicht und Festigkeit. Noch einmal Verzeihung, Sire —

Der gute Priester sprach mit so viel Feuer, Rührung und inniger Beredsamkeit, daß der König nicht fähig war, die Unterredung abzubrechen.

„Sie meinen also, daß die Königinn mich liebt? Aber woher wissen Sie es?“

Ich fürchte nicht, o großer Gott, erwiederte Jener und schlug Augen und Hände gen Himmel: ich fürchte nicht, daß du mir meine Unverschwiegenheit zu-

rechnen wirst. Der Zweck derselben ist so schön! Die Königinn, fuhr er fort und wandte sich wieder an den König: kömmt alle Tage, um sich mit dem ewigen Wesen auszusöhnen. Mir entdeckt sie ihre geheimsten Kümmernisse und Hoffnungen. Ihr Herz ist rein, wie ihr Mund; und in ihrer Seele herrschen Sie unumschränkt. Der Schleyer, der Ihr Betragen ihren Augen verbirgt, hält den tödtlichen Schlag auf, der sie bey dem ersten Winke von Ihrer Untreue treffen würde. Vielleicht hat die Königinn den Fehler, daß sie ihre Schönheit nicht geltend machen will. Aber, was würde sie nicht alles für Sie thun, um Ihnen Vergnügen zu machen! Nur eines Wortes bedarf es, Sire, so werden Sie das

herr=

herrliche Weib von allen Reizen des jugendlichen Alters umwimmelt sehen.

„Also alle Morgen kömmt Sie, Ihnen ihr Herz zu entdecken?“

Alle Morgen, Sire.

„Könnte ich nicht aus ihrem eigenen Munde ihre Geständnisse hören?“

Sire, die heilige Stelle profaniren?

„Ich will es.“

Es kann nicht seyn.

„Und warum?“

Weil sie keine Ungerechtigkeit verlangen werden.

„Ich will es, noch einmal! Aber ich lege Ihnen die strengste Verschwiegenheit auf. Gehen Sie; von diesem Augenblick hängt das Schicksal der Königinn ab.“

Der gute Mann entfernte sich seufzend; der König blieb nachdenkend und traurig zurück.

Das Schicksal der Königinn hatte noch mehrere Personen interessirt. Man beklagte sie; man murrte. Eine ihrer Kammerfrauen wagte es, ihr ein Licht aufzustecken. Da es aber gefährlich war, dies geradezu zu thun: so gebrauchte sie Kunst; sie machte eine Oeffnung in der Decke ihres Schlafzimmers, und rief mit verstellter Stimme das Geheimniß von der Untreue des Königs herab. Sie hatte eine stürmische Nacht dazu gewählt. Wüthende Windstöße erschütterten den Pallast bis in seine Grundfesten, und mitten unter dem schrecklichen Geheule ließ sich eine Stimme von oben herab hören;

ren: Du schläfst, unglückliche Königinn, rief sie: und dein treuloser Gemahl wacht! Eine Andere empfängt in diesem Augenblicke die Huldigung seiner Zärtlichkeit! Erwache aus deinem Schlaf, beobachte den König, und führe ihn zu dir zurück, wenn es noch möglich ist! —

Auf diese Worte benetzten Thränen den Kopfpolster der Königinn. Der Donner rollte immer noch; aber die Stimme ließ sich nicht mehr hören. Die Königinn stützte, von einem ihr ganz fremden Verdachte beunruhigt, das Haupt auf ihre Hand, und brachte die Nacht im bittersten Schmerze zu.

Kaum war der Tag angebrochen, als der König, der eben so unruhig war als

sie,

sie, in ihr Schlafzimmer eilte. Er fand sie in Thränen.

„Was fehlt Ihnen, Madame?"

Nichts, wenn ich Sie sehe!

Statt aller Antwort drückte sie der König an sein Herz, während die Königinn in einer Anwandlung von Heftigkeit seine Hand nahm und sie im Wahnsinne der feurigsten Liebe an ihre Brust drückte. Hier, rief sie: hier sind Sie mir angezaubert; und nichts soll Sie von diesem Platze reißen! Aber ich, Sire, (indem sie ihre Hand auf des Königs Herz legte) bin ich hier?

„Können Sie daran zweifeln?"

Die Liebe ist leichtgläubig und trauet gern; ich glaube Ihnen, ich bin beruhigt. Lassen Sie mich aufstehen!

Der

Der König entfernte sich; sie rief ihn bald zurück.

O, Sire, sagte sie, und die Thränen rollten ihr über die Wangen: vergessen Sie mich nur nicht!

„Wie können Sie das fürchten?“

O, mein Gemahl, ich würde sterben.

„Wohin wollen Sie?“

In die Kapelle, um dem Gott zu danken, der Kronen austheilt und Leben und Tod in seiner Hand hat. —

Der König ging in sein Kabinet, verkleidete sich und kam noch früher als die Königinn in die Kapelle. Sie glaubten zu ihrem Beichtvater zu sprechen. Der König hörte sie, fragte sie, und vernahm aus ihrem Munde die herzlichsten

Ver-

Versicherungen ihrer Liebe zu ihm. Er zitterte, als er ihre Erzählung von der Stimme, die sich die vorige Nacht in ihrem Schlafzimmer hätte hören lassen, und die sie für eine übernatürliche Erscheinung hielt, mit allen Umständen vernahm. Er beruhigte sie, und zweifelte nicht, daß sie über kurz oder lang vom Ganzen unterrichtet werden möchte. Aber schon war er fest entschlossen, Helenen zu entsagen. Gehen Sie, sagte er: der König erwartet Sie. Er liebt Sie; seine Betheurungen sind mir Bürge dafür!

Die Königinn entfernte sich, vollkommen beruhigt. Der König eilte ihr zuvor, und sie fand ihn wirklich in ihrem Zimmer. Liebkosungen und Betheurun-

rungen heilten ihr Herz vollends. Sie fühlte sich so glücklich! Der Beichtvater wurde gerufen, und ward Zeuge ihrer Wiedervereinigung. Mit aufgehobenen Händen segnete er Sie beyde. Durch einen Befehl, den ein Vertrauter mit Behutsamkeit zu besorgen übernommen hatte, entfernte man Helenen vom Hofe. Nun trennte sich der König von seiner Gemahlinn fast nie. Da er aber an die Schmeicheleyen, an die süße Stimme, und an den geschmackvollen Anzug Helenens gewöhnt war: so vermißte sein Herz etwas an der Königinn. Und wirklich war Helene einnehmender; sie hatte die Kunst zu gefallen studirt. Die Königinn liebte und glaubte sich geliebt; darum war sie ruhig. Es war ihr genug,

sein Herz zu besitzen; sie dachte nicht daran, auch zugleich sein Auge zu fesseln. Aber sie liebte den König, und seine Wünsche waren ihr Befehle. — „Ein wenig Kunst im Anzuge, hatte er ihr einmal gesagt: kleidet die Königinn wie die Hirtinn. Eine Krone überhebt uns der Sorgfalt nicht, liebenswürdig zu werden; und Grazie ist überall am rechten Orte. Glauben Sie mir, es würde mir sehr lieb seyn, wenn sie einige Stunden des Tages für dies reizende Geschäft verwenden wollten. Für mich schmückt sie sich! würde ich dann sagen — Die Königinn ist sehr liebenswürdig! würde ich dann von allen Seiten hören und mich dadurch geschmeichelt finden.“

Warum wußte ich dies nicht eher! erwiederte die Königinn. Sie verlangen so wenig! Ich glaubte, das Herz wäge alles auf. Aber nichts soll mir zu schwer werden, wenn es, Ihnen zu gefallen, geschieht. Ich werde dann von Ihnen hören, wie es mir geglückt ist. Sie müssen an meiner Toilette den Vorsitz nehmen. Aber ist das nicht zu viel verlangt?

„Sie entzücken mich!“

So wollen wir gleich den Anfang machen!

„Ihre Aufmerksamkeit freut mich unendlich! Aber morgen! wenn Sie wollen.“

Also morgen!

„Darf ich Ihnen noch etwas sagen?“

 Be-

Befehlen Sie.

„Ihr Zeichnen haben Sie versäumt; Ihre Guitarre liegt unbeseelt da; Ihre reizende Stimme höre ich nicht mehr. Wenn ich dürfte — ich fragte Sie, wie Sie Ihre Tage zubrächten?“

Ganz mit Ihnen beschäftigt!

„Sehr schmeichelhaft für mich.“

Sie sind der Gott und die Seele meiner Gedanken; die Zeit wurde mir nie lang. Dies Uebel kannte ich nie.

„Also einsam und still brachten Sie Ihre Tage zu?“

Wie ich sagte: ganz mit Ihnen beschäftigt. Sie kennen also nicht die Freuden der süßen Zurückerinnerung an Liebe und Gegenliebe, die der Seele so herrlichen Genuß gewährt. O, wie glücklich

war

war ich unter dem düstern Schatten der Pappelalleen! Wenn ein Blättchen rauschte, so waren Sie es; wenn ein Schatten mir vorschwebte, so war es der Ihrige. Wenn ich eine Stimme hörte, so war es Ihre Stimme; und wenn dann Himmel und Erde um mich verschwand, so rief ich, in süßen Träumereyen verloren, Ihren Namen, und nichts blieb mir dann in der ganzen Natur, als die Rasenbank, worauf ich saß, das Wäldchen, das sie umkränzte, und mein Gemahl und mein Glück! Diese herrliche Täuschung folgte mir in den Pallast; und wenn ich Sie dann fand, so verwandelte Sie sich in die süßeste Wirklichkeit. So bedurft ich des Crayons und der Guitarre nie, um die Langeweile von mir

 ent-

entfernt zu halten. Aber jetzt will ich sie hervorsuchen, da Sie es wollen; sie sollen mir wieder lieb werden, weil ich mein Glück und Ihr Glück durch sie vervielfältigen kann.

Bey diesen Worten nahm sie ihre Guitarre und sang dazu mit so viel Feuer und Seele und Ausdruck, daß Philipp voll Entzücken ihr zu Füßen stürzte. Die Guitarre entschlüpfte ihr und zerfiel; denn sie hatte plötzlich beide Arme um den König geschlungen, und bedeckte seinen Mund mit feurigen Küssen. Philipp empfand vom neuem wieder die Wonne schuldloser Küsse; und diese Scene würde noch länger gedauert haben, wenn der König nicht durch wich-

tige Staatsgeschäfte wäre abgerufen worden.

„Es wird mir so schwer, Sie zu verlassen!“ rief der König.

Sie kommen ja bald wieder, mein Gemahl; beglücken Sie mich bald mit mehr solcher herrlichen Stunden!

„Morgen soll ein Fest seyn. Alles soll sich freuen. Sie sind so lange nicht öffentlich erschienen. Man glaubte, Sie wären traurig, Sie sollen sich morgen unsern Unterthanen zeigen.“

Das will ich! Man soll die Freude, die mein Herz erheitert, auf meiner Stirne lesen. Nur auf Sie kömmt es an, mir diese süße Trunkenheit auf immer zu erhalten.

Die Glocken verkündigten den andern Morgen die Lustfahrt der Königinn. Haufen von Volk drängten sich an den Thoren des Pallastes. Man schloß die Gewölbe, und Kränze von frischen Zweigen flatterten an allen Thüren. Das Volk hatte die Königinn so lange nicht gesehen; ihr Name war so wenig gehört worden, wenn vom Drucke des Volks die Rede war; und die Untreue des Königs hatte die Herzen aller so zärtlich für sie gestimmt. Die Menge strömte vor ihr her, und Freudengeschrey trug ihren Namen in die Lüfte. Man bestreuete den Weg mit Blumen, und der Klang der Instrumente vermischte sich mit dem lauten Jubel des Volks.

Der König saß der Königinn zur Seite; er bekam jetzt eine fürchterliche Lektion. Mit Entzücken schrie das Volk: hoch lebe die Königinn! aber sein Name wurde nicht gehört. Das Volk war mißvergnügt mit ihm, und dies Stillschweigen war ein beredter Dollmetscher seiner Gefühle.

Und wirklich erfahren die Könige bey Hofe nie, was die Menge von ihnen denkt. Sie sollten sich oft dem Volke zeigen; es hat eine Art sich auszudrücken, die nie zweydeutig ist, und sein Urtheil wird fast immer von der Nachwelt gut geheißen. Der Hof sieht es gern, wenn der König Maitressen hat, aber das Volk murrt darüber; immer vermehren sie den Luxus, und da ihre Lage so schlüpf-

frig ist, raffen sie, ohne jenes mütterliche Gefühl für die Unterthanen, alles zusammen, was ihr Einfluß auf einen schwachen König ihnen bietet. Durch sie wird der Druck der Unterthanen vermehrt.

Obgleich Philipp sich gedemüthigt fühlte, nahm er sich dennoch fest vor, der Liebe seiner Unterthanen wieder werth zu werden; und der Triumph der Königinn schmeichelte ihm sogar. Als sie nach dem Pallaste zurückkamen, stieg er zuerst aus der Kutsche, gab seiner Gemahlinn den Arm, und führte sie in den Ballsaal. An der Thüre desselben rief er, hoch lebe die Königinn! und die Damen riefen es ihm nach.

Die Königinn tanzte; es war das erstemal nach der Feyerlichkeit des Beylagers, daß dies wieder geschah. Alle Damen, die bey Hofe Zutritt hatten, waren mit der allerhöchsten Pracht und Kunst gekleidet. Sie wußten, wie viel Gewalt der Anzug über den König hatte; sie kannten seine schwache Seite, und auf diese führten sie ihre Angriffe. Es war keine, die nicht den sehnlichsten Wunsch gehabt hätte, Helenens Stelle einzunehmen. Die Königinn durchsah ihren Plan, und ward unruhig darüber. Voller Ungeduld hing ihr Auge an Philipp, der jetzt mehr einem Sclaven, der seine Ketten gern zerbrechen möchte und nicht mehr kann, als einem Gemahle glich, der von seiner Gemahlinn bezaubert war.

Johanna empfand jetzt eine Regung, die ihr ganz neu war, und ihr ganzes künftiges Leben trüben mußte. Sie trat zum König.

Der Ball macht mir kein Vergnügen, sagte sie zu ihm: die Weiber mißfallen mir.

„Die Damen! Was haben sie Ihnen gethan?“

Nichts, daß ich wüßte; aber ich hasse sie. Ich will keine von ihnen je wieder sehen. O, meinem ganzen Geschlechte schwöre ich ewigen Haß.

„Ihre Bewegung spricht noch nachdrücklicher, als Ihre Worte. Ich kenne sie gar nicht mehr.“

Kenne ich mich doch selbst nicht mehr.

„Aber was ist Ihnen?“

Nichts.

„Sie machen mich unruhig.“

O, Sie haben mich noch unruhiger gemacht. Was für ein Licht steckt mir dieser Ball auf!

„Was höre ich! Ich kann mich nicht näher erklären — Aber ich lese in Ihrer Seele — wären Sie“ —

Ja, eifersüchtig bin ich, auf mein ganzes Geschlecht eifersüchtig! Ich habe in Ihren Augen gelesen; Ihre ganze Seele stand darin. Sie lieben mein ganzes Geschlecht. Ich bin verloren!

Sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Schnupftuche, der bald von ihren Thränen durchnetzt war. Sie entfernte sich; und der König folgte ihr, das Herz voll

Todes-

Todesqual. Unbeweglich saß sie in ihrem Lehnstuhl und weinte, während der König, verlegen und stumm, auf ihre Thränen mit Seufzern antwortete. So verfloß die Hälfte der Nacht. Die Königinn, die in tiefen Betrachtungen versunken war, glaubte, sie wäre allein. Aber kaum bemerkte sie den König, als sie vom Stuhl aufsprang, und sich ihm in die Arme warf.

Ich bin eifersüchtig, mein Gemahl, rief sie; schließen Sie von diesen Thränen, die mir die bloße Besorgniß, Ihr Herz verloren zu haben, erpreßt, auf den tödtlichen Eindruck, den Wirklichkeit auf mich machen würde. Ich hasse mein ganzes Geschlecht; ich will kein Weib je wieder sehen. Versprechen Sie

mir,

mir, daß Sie es auch nicht wollen. Diese boshaften und gefährlichen Geschöpfe sollte man mit ihrer Coquetterie und Weichlichkeit vom Hofe entfernen. Sonst sahe man sie nicht so nahe am Throne; sie waren auf den Gütern ihrer Männer und machten es sich zur Pflicht, dem Vaterlande Krieger zu erziehen, und ihren Unterthanen Mütter zu seyn, statt daß sie jezt das Mark derselben in Brillanten am Arme und am Halse tragen.

„Auch ich will keine wiedersehen, erwiderte der König; die Zeit, die mir die Geschäfte übrig lassen, soll ganz Ihnen gehören; und bleibt mir dann noch eine Stunde, so will ich sie in Ihrem Lieblingswalde zubringen."

Diese

Diese Versprechungen beruhigten die Königinn; sie weinte nicht mehr, und der Rest der Nacht war ihr nicht mehr so peinlich. Doch quälte ihr Verdacht sie noch eine Zeitlang. Den Damen wurde der Zutritt zu ihr versagt; und da diese demnach für ihren Aufenthalt bey Hofe keinen Vorwand mehr hatten, so verließen sie ihn nothgedrungen. Der König war auf den Umgang mit seinen Hofleuten und seiner Gemahlinn eingeschränkt. Ihre Anhänglichkeit für ihn war so groß, daß sie ihm gern eine ganze Welt gewesen wäre. Sie verdoppelte ihre Achtsamkeit und zärtliche Ergebenheit. Der König hatte ein gutes Herz; er liebte sie wieder. Der Verlust eines lebhaftern Umgangs schmerzte ihn nicht. Er machte

schon

schon Entwürfe, wie er das Glück seines Privatlebens noch mehr verschönern wollte.

Wir haben lange nichts von Helenen gesagt. Der Tod ihrer Aeltern hatte sie unterdeß zur Meisterinn ihres Willens gemacht, und eigene Erfahrung war jetzt ihre Führerinn geworden. Da sie ihre vorige glänzende Rolle hatte aufgeben müssen, so war Zurückgezogenheit das einzige, wozu sie greifen konnte; und dies ergriff sie. Sie war die Mutter eines Kindes geworden, das dem Könige gehörte; aber sie ließ ihn nichts davon wissen. Sie hatte unter einem erborgten Namen in einem Landhause, nicht weit von dem Lieblingswalde der Königinn, ihren Aufenthalt genommen, und sich einen Lebensplan

vor-

vorgezeichnet, von dem sie sich Ruhe und Freude versprach. Sie war seit ihrer Niederkunft stärker an Körper geworden; ihre unbekümmerte Lebensart hatte ihre Farbe frischer gemacht, und die Landluft ihre Wangen mit hellern Rosen angehaucht. Unter ihrem Anzuge vermuthete man eine Pachterinn; eine kleine Heerde weidete um ihren Wohnsitz, und sie war die Aufseherinn derselben. Ihr Kind nährte sie mit eigener Milch, und ließ es nicht durch gemiethete Zärtlichkeit zu Grunde richten.

In dieser Lage verdiente Helene die Achtung des Publikums, und dies um so mehr, da sie nicht darnach strebte. Man wußte bey Hofe nicht, was für ein ruhiges Leben sie jetzt führte, weil man sie in

eben dem Augenblicke vergessen hatte, wo sich der König von ihr los machte. Sie saß oft auf einem Wiesengefilde unter einem Baum, und sang, ihr Söhnchen im Arme, folgendes Lied in Kastilischer Sprache:

„Ich sah unter meinen Füßen Monde und Sterne; wie um die Sonne drehten sie sich um mich, und ich gebot ihnen Lauf und Stillstand.“

„Fürchterlicher als rollender Donner war mein Zorn; und Stolze und Herzhafte erblaßten und demüthigten sich vor mir.“

„Aurore däucht den Sterblichen nicht so schön, als mein Auge es war, wenn es, voll Zufriedenheit und Ruhe, Hülfe und Gnade um sich her lächelte.“

„Wer mich sah, glaubte Venus im Gefolge der Grazien gesehen, wer mich hörte, glaubte die Musen selbst gehört zu haben. Zevs selbst lag zu meinen Füssen; und wer ihn sahe, hielt mich für Juno, glaubte sich auf den Olymp verzückt, und betete mich an.“

„Doch das alles schwand hin, wie wesenloser Schatten. Verflogen sind die Tage aus Goldfaden gewebt! Ich ward zur Erde herab gestürzt, und trank den Becher des Schmerzes.“

„Ich weinte, und dieser klare Teich schwoll von meinen Thränen an; ich mußte mein Haupt unter dem Gewittersturm beugen.“

„Sie versiegte endlich, die Quelle meiner Thränen. Verflattert sind jene

glänzenden Träume. Ich habe im Lethe Vergessenheit des Vergangenen getrunken, und ruhig wandle ich jetzt unter dem traurigen Schatten dieser Bäume. Froh vereinige ich meinen Gesang mit dem Schlage der Nachtigall, und wiederhole: Ich sah unter meinen Füßen Monde und Sterne u. s. w."

So brachte Helene ihre Tage zu. Ihr Kind, ihre Heerde, und ihre ländlichen Beschäftigungen waren der Cirkel, der sich um ihre Existenz drehete.

Unterdessen zeigte sich der König immer noch nicht wieder in der Stadt, weil er auf weibliche Wesen zu treffen, und die Königinn zu betrüben fürchtete. Er begab sich oft in jenen Wald, und ging zuweilen ganz ohne Begleitung in demsel-

ben umher. Der Zufall führte ihn einmal nach Helenens Meyerey. Er war ganz allein. Es war keine elende Hütte, welche die Dürftigkeit ihrer Bewohner ankündigte; sie zeigte vielmehr von Wohlstand und Nettigkeit. Die Bäume vor dem Hause hatten sich unter der Schere zu einer dichten Allee verschlungen und zugerundet. Rasenbänke standen umher, und bey ihnen ein Wasserbehälter, in welchem einige glänzende Gießkannen standen, die bestimmt waren, einen kleinen Küchengarten zu bethauen. Eine Heerde von schneeweißen Schafen weidete, auf einem Wiesenplan zerstreuet, den ein wohlriechendes Gebüsch umkränzte. Der König stand verwundert still, und fuhr fort, das Ganze zu mustern. Unter einer

ner Eiche bemerkte er Helenen; aber er kannte sie nicht. Er näherte sich ihr auf den Zehen; sie gab gerade ihrem Kinde die Brust, die von blendender Weiße war. Ein Hut bedeckte ihr Gesicht und ihr helles Auge. Der König machte ein Geräusch; sie wandte sich um, und war einer Ohnmacht sehr nahe.

„Fürchten Sie nichts, sagte der König; wenn meines Gleichen selten in eure Wohnungen kommen, so thun sie nicht wohl daran. Seyn Sie ganz ruhig; fürchten Sie nichts für ihren kleinen unschuldigen Wohnsitz. Es ist alles so reizend um Sie her; das fesselt mich. Wem gehört das schöne Kind?“

Als Helene merkte, daß der König sie nicht kannte, beruhigte sie sich, und

kam endlich in die Fassung, seine Fragen zu beantworten. Ein Strahl von Hoffnung schlüpfte in ihr Herz; aber sie wagte es nicht, eine glänzende Entwickelung ihrer Geschichte zu hoffen.

Wundern Sie sich nicht, Sire, sagte sie, daß Sie eine arme Schäferinn durch Ihre Erscheinung bestürzt machen. Ganz gewiß gab der Himmel den Königen, die er aus einem edlern Stoffe bauete, in ihrem Aeußern ein gewisses Etwas, das allen, die dessen nicht gewohnt sind, eine mit Ehrfurcht vermischte Aengstlichkeit einflößt. Ich werfe mich Ihnen zu Füssen, Sire, und bringe Ihnen die Huldigung, die Ihre Unterthanen Ihnen schuldig sind.

„Mir zu Füßen? Nein! die Könige haben noch eine andre Macht über sich, und diese ist die Tugend, deren Bild Sie so vollkommen darstellen. Ich interessire mich für Sie, schöne Schäferinn. Auf dieser Flur sind Sie doch wohl nicht geboren?“

Der Zufall führte mich hieher, und ich danke ihm dafür. Ich fühle mich hier sehr glücklich.

„Glücklich? Ich glaube es. Für wen wäre auch das Glück, wenn es nicht für Sie wäre? Viele Große der Erde würden es zu Ihren Füßen suchen.“

Helene erröthete, was sie theils ihrer Kunst, theils einer sehr süßen Erwartung zu danken hatte. Sie machte ihm eine

sittsame Verbeugung. Der König fuhr fort:

„Erzählen Sie mir doch, wie sie von Ihrem ursprünglichem Stande sind verschlagen worden?“

Erlauben Sie mir zuvor, Sire, Sie an einen Ort zu begleiten, der bequemer und angemessener für Sie ist. Sie werden müde seyn. Ich will selbst eines meiner Schafe melken und Ihnen die Milch darbringen.

„Was würde ich nicht aus Ihren Händen nehmen!“

Helene führte ihn in ihre Milchkammer. Es war ein kleiner ovaler Saal, in dessen Mitte sich ein Marmorbecken voll des klaresten Wassers befand. Um dasselbe standen auf marmornen Tischen

die Milchgeräthe: alle aus Krystall und Porcellan. Der König empfing aus Helenens Hand ein feines Geschirr voll Milch. Ihre Hand zitterte, als sie es ihm darreichte.

„Sie zittern!“ sagte der König.

Ich muß, in der Nähe solch eines großen Monarchen! Ach!

Ein Seufzer stieg aus dem Innersten ihres Herzens hervor; sie wandte das Gesicht weg, lief zu zu ihrem Sohn, umarmte ihn, und benetzte ihn mit ihren Thränen: O, mein Sohn, mein Sohn! rief sie. — Die Verwunderung des Königs stieg mit jedem Augenblick, und seine Neugier war aufs höchste gespannt.

„Alles an Ihnen, sagte er, alles an Ihnen setzt mich in Erstaunen. Ich glau-

be keine gewöhnliche Schäferinn in Ihnen zu sehen. Gewiß sind Sie von einer glänzenden Abkunft und verbergen" —

Meine Schande! unterbrach sie ihn mit Lebhaftigkeit. Ich verberge meine Liebe, mein Glück; ich lebe meinem Sohne, dem Sohne eines Vaters — O, mein Kind, du hast diesen Vater nicht gekannt! Ach, Sire, Ihre Gegenwart ist mir schmeichelhaft und schmerzlich zugleich! Folgen Sie mir, sehen Sie auch alles übrige, was ich Ihnen in meiner kleinen Einsiedeley zeigen kann.

Der König folgte ihr. Ueberall sah er Werke der Kunst, eine Auswahl schöner Gemählde, mit sanften Farben ausgemahlte Kabinette. Am meisten fiel ihm eine Gallerie von lauter weiblichen

Bildnissen auf. Es waren unglückliche Liebhaberinnen, jede in einer Situation gemahlt, wo der ganze Schmerz der Liebe auf sie fiel. Unter einem größern Gemählde, das die Hoffnung vorstellte, die vom Amor beflügelt ward, hing ein kleineres, das unter einem grünen Vorhange versteckt war. Der König hob den Vorhang auf; und wie sehr wurde er überrascht, als ihm das Bildniß Helenens in die Augen fiel, wie sie während ihres Aufenthalts bey Hofe war gemahlt worden.

„Wie kommen Sie zu diesem Portrait?“ sagte der König.

Helene seufzte und schwieg.

„Sagen Sie, Madame — fuhr der König, wie außer sich, fort — sagen sie!“

Helene

Helene schwieg immer noch, und die Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Diese Rührung, fuhr der König fort, dies Stillschweigen! — O, darf ich meinem Herzen und meinem Auge trauen? Helene — Helene? Antwort!“

Ja, Sire, es ist die Unglückliche, Sie haben sie verkannt!

„O, Helene, meine Theureste, Sie hier? So hier? Waren Sie meiner Liebe je werth, so ist es jetzt.“

Ja, Sire, erwiederte sie mit Feuer: jetzt! (Sie hob ihr Söhnchen auf) Jetzt, Sire, fallen Ihnen Mutter und Sohn zu Füßen. Sagt Ihnen Ihr Herz nichts von diesem Sohne? Sie entfernten mich vom Hofe, verbannten mich aus Ihren

Augen, während ich dies Pfand Ihrer Zärtlichkeit unter meinem Herzen mit wegnahm. Ich beschwerte mich nicht über meine Verbannung; ich hatte meinen Einfluß gemißbraucht und verdiente Züchtigung. O, wenn je wieder — Aber vergebliche Wünsche! Ich fühlte von dem Augenblick an, da ich zur Tugend zurück kehrte — Ich fühle, was es der Königinn kosten würde — Sie würde sterben, wenn sie wüßte — Hintergehen Sie sie nicht, Sire; ich bin daran gewöhnt, Sie zu vermissen. Ich mache seit langer Zeit keine Ansprüche auf Ihre Liebe mehr. Es ist genug, wenn Sie Ihren Sohn in Schutz nehmen und seine Mutter schätzen. Wenn noch eine zärtliche Empfindung in Ihrem Herzen für sie spricht: so sey es

Freund-

Freundschaft. Ihre Liebe behalten Sie für die Königinn.

„Bewundernswerthes Weib! Warum bin ich nicht frey! Sie sollten über meine Unterthanen, wie über mein Herz herrschen!“

Die Nacht bricht an, unterbrach ihn Helene: gehen Sie auf das Schloß zurück. Die Königinn wird sich über Ihr langes Ausbleiben beunruhigen. Eilen Sie zu ihr; kommen Sie aber auch bald wieder, um Ihr Herz an ein Schauspiel zu gewöhnen, das von dem, das der Hof Ihnen bietet, so sehr verschieden seyn muß. Wenn Geschäfte, Feyerlichkeit und Größe Ihnen Ueberdruß machen: so suchen Sie hier die Natur in ihrem einfachen Gewande auf. Ein heiterer Him-

mel, ein fruchtbarer Regen, werden in ihrem Herzen die Empfindungen des Vaters und des theilnehmendes Freundes erwecken. Nur ihre Freundinn will ich seyn. —

Der König umarmte seinen Sohn, und ging tiefsinnig nach dem Schlosse zurück. Johanne hatte voll zärtlicher Besorgniß hundertmal nach ihrer Uhr gesehen; und immer hatte ihr die Nadel gezeigt, daß die Stunde, wo der König zurück zu kommen pflegte, vorüber sey. Sie hatte schon Befehl gegeben, den Wald zu durchstreifen. Der König kam endlich. Wie viel Unruhe haben Sie mir gemacht! — sagte sie, und lief ihm mit offenen Armen entgegen — Wodurch hat sich ihr Spatziergang so verlängern können? —

Der

Der König stammelte einige abgebrochene Sylben her. Seine Lage war äußerst kritisch. Er sah eine Gemahlinn vor sich, die er anbetete; und vor den Augen seiner Seele schwebte eine Liebhaberinn, die seiner Achtung werth war. Er strebte, der Königinn ganz anzugehören; und fühlte, daß er Helenen angehörte. Alle Bilder der drey vergangenen Stunden lebten in seiner Einbildungskraft, und verbanden sich mit der Magie der reizenden Einsiedeley und der Erklärung Helenens, um sein Herz zu blenden. Er hätte sich gern mit seinen Gedanken in sein Zimmer verschlossen; aber er wußte wohl, daß seine plötzliche Entfernung der Königinn schmerzlich seyn würde. Verstellung dünkte ihn lästig und drückend. Gegen

Perso-

Personen, die man nicht liebt, wird sie leicht; aber die man liebt, sollte man täuschen können?

Die Königinn sahe wohl, daß er nicht ruhig war. Es scheint Ihnen nicht wohl zu seyn, sagte sie; der Spaziergang war Ihnen vielleicht schädlich. Sie sind nicht mehr so, als da Sie fortgingen. Was ist Ihnen?

„Ich weiß nicht.“ —

Sire, Sie sind auf ein Weib gestoßen.

„Ich schwöre Ihnen: nein.“

Mein Geschlecht hat so viel Gewalt über Sie!

„Ja, weil es Ihr Geschlecht, ist und weil ich Sie liebe.“

O, wenn Sie Wahrheit sprächen!

„Woher diese Zweifel?"

Ich weiß nicht. Aber Sie sind nicht mehr der Sie diesen Morgen waren.

„Ihr Verdacht schmerzt mich. Die Eifersucht vergiftet Ihre und meine Tage."

So machen Sie diese Eifersucht nicht rege. Ich liebe Sie; ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich Sie verlieren soll. O, bewahren Sie mir Ihre Liebe! Sie finden kein Herz wieder, das so zärtlich für Sie schlüge, als das meinige.

Der König gestand mit Rührung diese Wahrheit ein. Nur das quälte ihn noch, daß er Helenen wieder gesehen hatte, und sie nicht so leicht wieder vergessen

gessen konnte. Den andern Morgen sagte die Königinn in seinen Armen: Machen Sie heute Ihren Spatziergang wieder?

„Nein!“ erwiederte er mit weggewandtem Auge.

Also soll ich den ganzen Tag Ihre Gesellschaft haben?

„Ja.“ — —

So werde ich heute das glücklichste Weib seyn!

Der Tag verging; der König sah Helenen nicht. Sie hatte ihn erwartet. Vergebens hatte sie ihn gebeten, nur die Königinn zu lieben, sich mit ihrer bloßen Freundschaft zu begnügen; ein schmerzliches Verlangen peinigte sie während seiner Abwesenheit. Voll der lebhaftesten

Unruhe war sie, wenn sie bedachte, daß er sie schon wieder vergessen haben möchte. Es war nicht ihre Absicht, nach Hofe zurück zu kehren, und, unter den Augen Aller, das Herz des Königs zu beherrschen. Sie wollte nur eine Stelle in demselben haben, und insgeheim von ihm geliebt seyn. Was Helene Freundschaft nannte, war nichts, als eine neue Schattirung von Liebe. Acht Tage vergingen, und der König kam immer nicht. Warum kam er, um meine Ruhe zu vergiften? sagte sie, und die Thränen rollten ihr über die Wangen: er hat mich vergessen. Es war ein süßer Traum, was mir von unserer unerwarteten Zusammenkunft träumte. Ich träumte mir Glück; und dieser Traum ist verflattert!

Endlich kam der König wieder. Sie lustwandelte mit einem Buche in der Hand. Die Sonne war im Begriff, sich hinter die Berge zu verlieren. Helene hatte keinen Hut auf, und ihr Haar schwamm über ihr Korsett, von feinem baumwollen Zeuge, herab, und überwebte ihren schönen Busen. Der König war allein und auf Abwegen zu ihr gekommen; er las in ihrem Auge eine sanfte Freude über seine Zurückkunft.

Ich erwartete Sie, Sire, hub sie an.

„Und ich sehnte mich nach Ihnen,“ erwiederte er.

Solch eine ewige Abwesenheit!

„Die Königinn ist eifersüchtig; ich fürchte, sie zu betrüben. Wenn sie mich nur einen Augenblick entfernt weiß, so

ängstigt sie sich. Ich bin sehr zu beklagen, daß sie mich so liebt, während ich Sie so liebe.“

Wenn die Freundschaft, die ich von Ihnen verlange, Ihre und der Königinn Ruhe stöhren kann: so besuchen Sie mich nicht wieder, Sire.

„Ich soll Sie nicht wieder sehen?“ Nein, Sire!

Aber dies Nein sprach sie mit einer Art aus, die beredsamer war, als ein ausdrückliches Ja. Der König fiel ihr um den Hals, und nur Freundschaft war auf seinen Lippen. Sie antwortete ihm in eben der Sprache; und es wäre beyden unmöglich gewesen, zärtlicher zu sprechen, ohne das Wort Liebe dabey hören zu lassen. Diesmal verließ sie der König bey

guter

guter Zeit. „Die Königinn erwartet mich, sagte er: ich darf ihrer Unruhe keine Nahrung geben, wenn wir uns öfter sehen wollen!“ — Schmerzlicher Zwang! rief Helene unter der letzten Umarmung.

Einige Monate hindurch besuchte der König Helenen unausgesetzt. Sie war im Begriff, als Freundinn und als Liebhaberinn die höchste Staffel ihres Glücks zu ersteigen; und der König würde, ohne die innerlichen Vorwürfe, die ihn peinigten, der glücklichste Sterbliche gewesen seyn. Die Eifersucht ist sehr sinnreich; die Königinn konnte also nicht lange hintergangen werden. Das Waldleben des Königs schien ihr irgend ein Geheimniß zum Grunde zu haben. Es ist

schön im Walde bey schönen Tagen; aber wenn es stürmt, wenn es friert, wenn die Sonne ihre milden Strahlen nicht mehr herabwirft, da ist der Wald düster und traurig. — „Die Liebe, nur die Liebe, sagte sie, kann ihn verschönern, und einen untreuen Gemahl zu ihm einladen! Ich muß Auskunft darüber haben!“ — Als einmal der König nach einer stürmischen Nacht nach seiner Weise ihr entschlüpfte, um Helenen aufzusuchen: folgte ihm die Königinn auf den Fuß, fand seine Spur im Sande, und ward durch sie zur Wohnung Helenens geleitet. Da ihre Eifersucht sie weiter führte, als sie wohl gewollt hätte: so durchirrte sie diese ländliche Wohnung, und erblickte auf einem Sopha Hut und Degen des Königs.

Er ist hier, er ist hier! rief sie, ihre Einbildungskraft fing an, sich zu verirren, und ein fester rauschender Gang kündigte ihren Unmuth an. Sie riß die Thüren mit Heftigkeit auf, und kam endlich in das Kabinet, wo der König und Helene — —

. .

Den Vorhang herunter! Helene und der König fühlten nicht bloß Freundschaft für einander.

Bey diesem Anblicke blieb die Königinn wie versteinert stehen; kein Laut kam über ihren Lippen; ihr starres Auge war auf sie geheftet; und große Thränen liefen, ohne daß sie es zu bemerken schien, über ihre Wangen herunter. Kein Seufzer, keine Bewegung. Das Herz war ihr

 gepreßt;

gepreßt; und nur Thränen, nichts als Thränen!

Die Verwirrung der beyden Liebenden war unbeschreiblich. Der Leser von Gefühl mag sie sich denken. Wie sollte man sich entschuldigen? Womit ihre Thränen trocknen, ihrem zerrissenen Herzen, das nicht klagte, sondern nur weinte, Trost eingießen? Der König lag zu ihren Füßen; sie machte sich nicht von ihm los. Er nahm ihre Hand; sie ließ sie ihm. Er drückte sie an sich; sie duldete es. Kein Wiederstand. Kein Laut. Nur Thränen, nichts als Thränen!

Der König nahm ihren Arm, und sie ließ sich von ihm führen. Er brachte sie nach dem Schlosse zurück, und sah dem Augenblick einer Erklärung mit Zit-

tern entgegen; aber er kam nicht. Tage verflossen; und immer nur Thränen! Die Königinn aß und trank wenig, schien alles zu hören, aber nichts zu verstehen. Ihr starres Auge heftete sich wechselsweise auf alles, was sie umgab, ohne eins von dem andern unterscheiden zu können. Nur, wenn sie auf den König traf, zeigte sie Spuren von Empfindung; dann hob sich ihre Brust, und ihre Thränen wurden häufiger. Wenn sich der König von ihr entfernen wollte, lief sie ihm nach, hielt sie ihn auf, und weinte. Endlich, als die Natur sich in Thränen erschöpft hatte, trat ein stummer, düsterer Schmerz an ihre Stelle.

Unterdessen fiel der König in eine gefährliche Krankheit. Sie wich nicht von

seinem Bette. Ihr Aeußeres verkündigte tiefen Schmerz; aber weinen konnte sie nicht mehr. Der König erlag den Anfällen der Krankheit. Sie sah ihn sterben, und keine Thräne begleitete ihn. Sie wollte nicht, daß er begraben würde; er sollte in einer Kirche aufgestellt werden. Sie ließ niemand vor sich; und wenn sie aus dem Pallaste ging (sagt der Geschichtschreiber) geschah es bloß, um den Leichnam ihres Gemahls zu besuchen. Das Mitleiden des ganzen Landes folgte ihr. Sie war in ein weites, schwarzes Gewand gekleidet, das um ihren Hals befestigt war; und eine große schwarze Kappe, die ihr Gesicht vergrub, war ihr einziger Kopfputz. Die Aermel gingen bis über ihre Hände, und ein dicker

Schleyer schwamm ihr vom Kopfe bis zu den Füßen herab. So tief sie beständig mit ihrem Schmerze beschäftigt war, hörte man sie doch nie klagen, sah man nie eine Thräne von ihr.

Kehren wir zu Helenen zurück, die weniger glücklich war, als die Königinn, weil sie ihres Verstandes mächtig blieb, und ihr Unglück in seiner ganzen Größe überdenken konnte. Sie hatte Thränen, war in tiefe Trauer gehüllt, sprach kaum ein Wort mit ihrem Gesinde, und vergrub sich in die fürchterlichste Einsamkeit. Oft brachte sie ganze Tage vor dem Bilde des Königs zu; kein Schlaf kam in ihre Augen. Ihre Wohnung, ihre Meyerey und Gärten, die ehedem das Glück ihrer Bewohnerinn ankündigten, schienen von

der kalten Hand des Todes berührt zu seyn; Zeit, Luft und alle übrige zerstöhrende Kräfte der Natur schienen die Grundfesten, die ewig stehen sollten, zu zernagen; die Mauern bekamen Risse und wurden schwarz; die verschönernde Hand des Maurers besserte sie nicht aus: sie sollten Helenens Grab werden; das Unkraut wucherte, weil es die Schere nicht mehr im Zaum hielt, und umschlang alles; und der schöne Wiesenplan ward wüste, und nur von einigen engen Fußstegen durchfurcht. Eine Todtenstille herrschte um diese Wohnung der Traurigkeit.

Zwar hatte die Königinn einen unverdringlichen Haß gegen ihr Geschlecht gefaßt; aber es fiel ihr nicht ein, Helenen

zu

zu bestrafen, die ihr Todesurtheil geküßt haben würde; sie fühlte nicht die geringste Erbitterung gegen sie. Da sie in der Vergessenheit ihrer selbst alle die Gegenstände und Oerter aufsuchte, wo sie den König gesehen hatte: so erinnerte sie sich auch an die Wohnung Helenens, und begab sich nach derselben. Wenn sie reiste (erzählt der Geschichtschreiber) geschah es nur zur Nachtzeit, gleichsam als ob ihr das Tageslicht unerträglich geworden wäre, seitdem sie es nicht mehr mit ihrem angebeteten Gemahl theilen konnte. Nie entfernte sie sich etwas weiter, ohne sich seinen Sarg nachbringen zu lassen. Ein großes Gefolge zu Fuß und zu Pferde begleitete den Körper mit flammenden Fackeln. Sie hütete ihn ängstlich, daß sich

Keine ihres Geschlechts ihm nähern sollte.

Unter solch einer Begleitung zeigte sie sich einmal des Nachts den Blicken Helenens, die sie unter Thränen vor dem Bildnisse des Königes fand. Diese Stellung rührte die Königinn, und sie setzte sich ihr stumm gegen über, während man den Sarg ihres Gemahls vor sie setzte und ihn mit Kerzen umgab. Das Gefolge entfernte sich; und kaum sah sich die Königinn mit Helenen allein, als sie sich sprachlos über den Sarg warf, und ihn umfaßte. Helene that, voll des tiefsten Schmerzes, einen Schrey, eilte zu dem Sarge, und benetzte das Leichentuch mit ihren Thränen. Die Königinn hob das Haupt ein wenig in die Höhe, und

schien

schien Vergnügen an der zärtlichen Rührung Helenens zu finden. Sie reichte ihre Hand ihr hin, und Helene bedeckte sie mit Thränen und Küßen. Dann hob die Königinn das Tuch auf, und Helene war im Begrif, sich auf den modernden Ueberrest des angebeteten Mannes zu werfen: als die Königinn plötzlich einen Schrey that, sich über ihn hinwarf, und in dieser Stellung einen großen Theil der Nacht zubrachte, während Helene das Brett fest umschlungen hielt, das ihr Liebstes auf Erden verbarg.

Die Königinn entriß sich endlich dem Körper des Königs, rief ihre Leute, und der Sarg ward wieder weggeführt. Die Königinn folgte ihm. Auch Helene wollte ihm folgen, und es ward ihr nicht ver-

wehrt, sie zerfloß in Thränen, während die Königinn sprachlos und starr bald Helenen bald den Sarg ansah, und bald ihre Hand auf Diesen, bald auf Jene legte.

So brachten die Königinn und Helene ihre traurigen Täge zu. Sie thaten zuweilen Reisen, und gaben dem ganzen Lande das schönste Beispiel der Liebe und der ehelichen Zärtlichkeit.

Die Königinn zeigte bey jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen ihr Geschlecht. Als sie einmal (erzählt der Geschichtschreiber) von Torquemada nach Hornillot reiste, bemerkte sie ein Kloster. Sie war Willens, dort einzukehren; sobald sie aber erfuhr, daß es ein Nonnenkloster sey,

brachte

brachte sie lieber die Nacht auf freyem Felde zu.

Helene überlebte den König nicht lange. Als der Sohn, den sie von ihm hatte, und welcher der einzige Faden schien, der sie mit dem Leben zusammenhielt, auch starb: fiel sie in einen fürchterlichen Wahnwitz, während dessen sie fast gar nicht aß, und öfters drey Tage hindurch nichts als Wasser trank. Sie wollte nicht in ihre eigene Wohnung, auch nicht zu Andern; sondern brachte Tage und Nächte bald unter einem Baum, bald im Winkel einer Kirche, bald unter leichten Schuppen zu, die sie auf ihrem Wege fand. Sie wechselte weder Wäsche noch Kleider mehr, und man fand sie Tag und Nacht auf dem

Wege von dem Grabe ihres Sohnes zum Grabe des Königs, und zu dem Pallaste des Letztern, dessen Mauern sie Stundenlang anstarrte. Auf den Gottesäckern, die sie antraf, blieb sie knieend liegen. Sie glaubte zu beten; doch in ihrem Wahnsinn entfuhren ihr Worte, die Personen von Gefühl tief rührten, aber die Kinder und den Pöbel, der beständig grausam ist, zu lachen machten. Wenn sie dies bemerkte, ward sie wüthend, und dann lief sie hinter den Lachern her, und schlug sie. Man nannte sie nur die wahnwitzige Helene. Die ganze umliegende Gegend kannte sie, und fromme Weiber brachten ihr Brod und Wasser, wenn sie auf sie stießen. Zuweilen nahm sie alles an, und gab es einem Armen,

der ihr begegnete; zuweilen nahm sie nur die Hälfte, oder gar nichts. Hitze, Kälte, Regen und Sturm wirkten nicht auf sie; aber man gab ihr Mäntel, wo sie hinkam; und wenn sie vor Mattigkeit oder Frost niedersank: so überließ sie sich der Sorgfalt der Menschlichkeit, ließ sich wärmen und ankleiden, nur nicht in ein Zimmer einschließen. Fenster und Thüren mußten beständig offen seyn: nur den Himmel wollte sie sehen. Sie starb endlich, und ihr Sterbetag war der erste glückliche, der ihr seit sechs Jahren zu Theil geworden war.

Helene war nicht mehr zu beklagen: ihre Leiden hatten ein Ende; aber die Königinn lebte und regierte noch, und ihre Tage verflossen unter häufigen Anwandlun-

gen von Eifersucht und Wahnsinn. Die Hofleute suchten ihren Zustand für den Erzherzog Karl, nachmaligen Karl den Fünften, zu nutzen. Kastilien wollte sie für regierungsunfähig erklären, und die Krone auf ihren Sohn überpflanzen. Arragonien behauptete, daß Karl erst nach dem Tode seiner Mutter den Titel des Königs bekommen könnte. Mißvergnügte, deren Interesse es war, Spaltungen anzustiften, regten nach der Zeit das Volk auf. Man machte Bündnisse, und Johanna, die seit sechzehn Jahren der Welt und dem Thron abgestorben war, ließ sich bereden, daß die Schwäche ihres Verstandes nur vorübergehend gewesen, und daß sie die Parthey begünstigen müßte, die sie von den Fesseln Ferdinands, Karls und

des Kardinals Ximenes zu befreyen strebte. Man ging so weit, daß man sie dringen wollte, sich von neuen zu vermählen; aber Ferdinand unterdrückte die Cabalen, und beruhigte die Armee. Die Königinn kam zu ihrer einzigen Beschäftigung zurück, und verlebte, immer noch mit dem Verluste ihres Gemahls schmerzlich beschäftigt, in einer tiefen Einsamkeit ihrer Tage.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2396 . . .

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Johann C.

Johanna von Kastilien Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, stellenweise sehr lehrreich für das achtzehnte

Madrid [i.e. Berlin] 1788

P.o.germ. 688 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112020-0
VD18 11188308